

THEOLOGISCHE REVUE

122. Jahrgang

– Juni 2026 –

Zichy, Michael: *Anderen wichtig sein*. Eine Philosophie des Lebenssinns. Berlin: Suhrkamp 2025. 346 S., kt. € 26,00 ISBN: 978-3-518-58835-2

Für *Michael Zichy*, Professor für Philosophische Grundfragen der Theologie an der Kath.-Theol. Fak. der Univ. Bonn, ist die Frage nach dem Sinn des Lebens – ähnlich wie für den Begründer der Existenzanalyse und der Logotherapie Viktor E. Frankl – „die Frage aller Fragen“ (10). Er hält allerdings alle bis dato entwickelten Antworten auf diese Frage für wenig überzeugend. Aus diesem Grund will er mit diesem Buch einen „neuen Anlauf wagen“, der „mehr Tiefgang“ hat (14).

In einem ersten Hauptteil („Prolegomena“: 19–80) geht es um die Klärung der Begrifflichkeit: Was meint Sinn? Und was meint Sinn des Lebens? In einem zweiten Hauptteil setzt sich Zichy mit den vier wichtigsten Antworttypen kritisch auseinander, die sich in der Philosophie, den Religionen und den Weltanschauungen mit der Sinnfrage beschäftigt haben: mit metaphysischen („Sinn im Metaphysischen: Gott und Co.“, 85–109), nihilistischen („Die nihilistische Antwort: Sinnlos und absurd“, 110–133), subjektivistischen („Sinn im Selbst: Wille, Genuss und Wunscherfüllung“, 134–170) und objektivistischen Antworten („Sinn durch objektive Werte: Das Gute, Wahre und Schöne“, 171–218), die aber alle von ihm weitgehend verworfen werden. Im dritten Hauptteil („Die Teilhabetheorie des Lebenssinns“, 221–290) entwickelt Zichy seine „neue Antwort“, die im Kern besagt: Wer aus den richtigen Gründen um seiner selbst willen für andere wichtig ist, lebt ein sinnvolles Leben (16). Ein knapper „Schluss“ (291–294), ein ausführliches Literaturverzeichnis (295–311) sowie ein Anmerkungsteil (312–344) beschließen das Buch.

Gegenwärtig wird bekanntlich sowohl von Seiten der Psychologie¹ als auch von Seiten der Theologie² die Auffassung vertreten, dass die Sinnfrage an Relevanz verloren habe und sich eine existenzielle Indifferenz breit mache. Zichy ist hier zu Recht anderer Auffassung. Ihm zufolge besitzt diese Frage nicht nur in individuell-existenzieller (19–26), sondern auch in gesellschaftlich-politischer Hinsicht (27–39) „eine hohe existenzielle Relevanz“ (24). Mit dem vorliegenden Buch will er ein „philosophisch fundiertes, gehaltvolles Sinnangebot“ unterbreiten (39).

Zichy geht es dabei aber nicht um einen „metaphysisch-kosmischen Sinn“, den wir ihm zufolge „nicht erkennen können“ und den es „möglicherweise gar nicht gibt“, sondern um einen „existenziellen Lebenssinn“, der auch ohne Ersteren möglich sei (59). Ob „eine göttliche Größe bei der Frage, was der Sinn des Lebens *inhaltlich* ist, überhaupt nicht weiterhilft“ (106; vgl. 109), wie Zichy meint, wage ich allerdings zu bezweifeln.

¹ Vgl. Tatjana SCHNELL: *Psychologie des Lebenssinns*. Berlin ²2020.

² Vgl. Jan LOFFELD: *Wenn nichts fehlt, wo Gott fehlt. Das Christentum vor der religiösen Indifferenz*. Freiburg/Br. 2024.

Wenn der Sinn-Nihilismus nach Zichy von der Einsicht motiviert ist, „dass es faktisch eine Vielzahl sehr unterschiedlicher [...] Antworten auf die Frage nach dem Sinn gibt“, dann habe ich – entgegen Zichy – damit zuerst einmal überhaupt kein Problem. Denn auch ich finde „Sinn in der Gartenarbeit“, „im Sport“, „in der Musik“ oder „in der Familie“ (114). Zichy lehnt demgegenüber einen Pluralismus der Sinnstiftungen ab, weil er davon überzeugt ist, dass es „den einen, wahren Sinn, an dem man konkrete Sinnquellen messen“ könne, gebe (137). Ein subjektives Sinnempfinden, wie das beim „Genuss“ der Fall ist, dem natürlich auch ein Sinnpluralismus zugrunde liegt (Konzert, Kunstwerk, Buch, Landschaft, Essen), ist eben nicht in jedem Fall als Hedonismus zu verwerfen, wie Zichy insinuiert, wenn er einen solchen mit „Geschmacksfragen“ vergleicht (137).

Hinsichtlich des vierten Antworttyps, der den Sinn in objektiven Werten wie dem Wahren, Guten und Schönen erblickt, diskutiert Zichy den Konsequentialismus und die Deontologie als dessen großen Gegenspieler (181–203). Auch hier wird man, wie schon zuvor, über die verschiedensten Positionen innerhalb der analytischen Philosophie informiert, die Zichy so aber nicht teilt. Allerdings scheinen so manche seiner eigenen Distinktionen von dieser „inspiriert“ zu sein. An der deontologischen Antwort kritisiert Zichy u. a. zu Recht, dass diese die existenzielle Dimension verfehle (213). Auch stört ihn hier wiederum die „Pluralität sinnstiftender Werte“ (223). Seine Auseinandersetzung mit diesen vier Antworttypen ist zum Teil recht erhellend, zum Teil aber auch sehr holzschnittartig.

Die von ihm entwickelte Antwort auf die Sinnfrage bezeichnet Zichy als „Teilhabetheorie des Lebenssinns“ (219). Ihm geht es dabei vor allem darum, die Frage nach dem Lebenssinn „auf ein Prinzip“ zurückzuführen (223, 275, 292). Gegenüber der deontologischen Lösung, der zufolge es Sinn stiftet zu lieben, lautet Zichys These, „dass es zuallererst Sinn stiftet, wenn wir geliebt werden, oder – etwas abstrakter und weiter formuliert – wenn wir in einem nicht-instrumentellen Sinne für jemand anderen wichtig sind.“ (228) Mit anderen Worten: Der wichtigste Weg zum Sinn des Lebens liegt „in gelingenden tiefen zwischenmenschlichen Beziehungen“ (235). Entscheidend ist dabei für Zichy, dass hier *subjektive und objektive* Faktoren ineinandergreifen. Liebe ist in diesem Sinne subjektiv sinnerfüllend und objektiv sinnhaft. Das bedeutet ihm zufolge, dass Sinnerfüllung allein oder Sinnhaftigkeit allein nicht genügen. Beide Aspekte müssen realisiert sein, wenn man von einem gelungenen Lebenssinn sprechen will (244).

Diese Voraussetzung führt aber zu Problemen, denn wie steht es dann in Bezug auf Tiere und Pflanzen, wo die Reziprozität der personalen Ebene ja nicht gegeben ist? In noch größere Erklärungsnot führt das in Bezug auf Gegenstände (wie z.B. einen Steingarten, eine Bibliothek oder eine Sammlung)? Nehmen wir als Beispiel eine Münzsammlung. Um so etwas in seine Sinntheorie integrieren zu können, hilft Zichy nur die folgende Konstruktion: Hier genüge es, so die angebliche Lösung, wenn jemand anderes auch nur indirekt davon profitiere (253). Zichys Sinn-Kriterium ist hier somit schon dann erfüllt, wenn das Wertvolle „zumindest prinzipiell [oder potentiell 257f., 273] jemand anderem zugutekommen *könnte*“ (251). Das ist natürlich eine Interpretation, die alles und nichts erklärt.

Da die Teilhabetheorie des Sinns letztlich auf drei Polen beruht: dem Anderen, dem objektiv Wertvollen sowie dem Eigenen (279), kann für Zichy Gott „keine konstitutive Funktion für den Sinn des individuellen menschlichen Lebens“ besitzen (284), da wir ihm zufolge nicht *wissen* könnten, ob er existiert (287) und der aus dem Glauben geschöpfte Sinn „rein subjektiv empfunden“ sei (290). Allerdings gesteht er noch zu: Wenn es Gott gäbe, böte er „ein unüberbietbares Sinnpotenzial“ (287).

Zichy wird nicht müde, immer wieder die Neuheit seiner Sinntheorie zu betonen (14, 15, 16, 245, 247, 248, 271, 272, 273 u. ö.). Ja er spricht diesbezüglich sogar vom „Königsweg zum Lebensinn“, der selbst noch in Extremsituationen zu tragen vermöge (267). Sich um den Sinn des Lebens zu kümmern, so sein Fazit, bedeute vor allem, den in seinem Buch „formulierten Ratschlag zu beherzigen“ (293).

Zu Zichys Sinntheorie ist Folgendes kritisch anzumerken: Neu ist dieser Ansatz nur bedingt, denn Martin Buber hat mit seiner Ich-Du-Philosophie ähnlich wie Karl Jaspers mit seinem Begriff „existenzieller Kommunikation“ auch schon betont, dass es für den Menschen wesentlich auf tiefe zwischenmenschliche Beziehungen ankomme. Diese sind natürlich sowohl sinnstiftend (subjektiv) als auch sinnhaft (objektiv). Daraus aber verallgemeinernd das entscheidende und „einzige“ Sinnprinzip ableiten zu wollen, halte ich für eine völlige Engführung. Zum einen führt das, wie ich aufgezeigt habe, zu seltsam anmutenden Konstruktionen, zum anderen fällt hier nicht nur der Gottesbezug als sinngenerierend unter den Tisch, sondern auch das, was Viktor E. Frankl als „Einstellungswerte“ bezeichnet hat. Zichy nennt Frankl zwar des Öfteren (20, 38, 70, 157, 226). Wenn er aber meint, dass diesem zufolge der Sinn des Lebens gerade das sei, „was uns Leid und Schmerz zu ertragen hilft“ (157), dann unterschlägt er nicht nur die beiden ersten von Frankl genannten „Hauptstraßen des Sinns“, die sich bewährt haben, nämlich das schöpferische Verwirklichen von Werten (eine Tat setzen, ein Werk schaffen) und ein Sicherfüllen im Erleben (Liebe, Kunst-, Naturgenuss), sondern er übersieht auch, dass die sogenannten Einstellungswerte erst dort zur Anwendung kommen, wo wir mit einem Schicksal konfrontiert sind, *das sich nicht mehr ändern lässt* (eine unheilbare Krankheit, ein behindertes Kind). Es geht ja hierbei nicht darum, Leid und Schmerz zu ertragen, wovon ja letztlich keiner von uns verschont bleibt.

Im Rahmen seiner Darlegungen zum „wichtigsten Weg zu Lebensinn“, den er, wie gesagt, in gelingenden tiefen zwischenmenschlichen Beziehungen sieht, kommt Zichy auch „paradigmatisch“ auf die Eltern-Kind-Beziehung zu sprechen. In diesem Zusammenhang führt er zur Verdeutlichung auch ein längeres Zitat aus Tolstois Schrift „Meine Beichte“ an, wo dieser „an einer entscheidenden Stelle seines existenziellen Sinndramas nach seiner Mutter“ ruft (235). Was Zichy hier aber – wohl aus gutem Grund – verschweigt, ist, dass Tolstoi letztlich nur in Gott die Rettung aus seiner schweren Sinnkrise fand. Eine solche Antwort passt halt nicht in seine „neue“ Sinntheorie.

Über den Autor:

Werner Schüßler, Dr. Dr., Professor em. für Philosophie an der Theologischen Fakultät Trier (schuessw@uni-trier.de)